



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Musterdorf. Der Direktor der landwirtschaftlichen Winterschule zu Reiße, H. Strauch, hat in den landwirtschaftlichen Jahrbüchern, Jahrgang 1889, eine auch im Sonderabdruck bei Paul Parey in Berlin erschienene sehr verdienstliche Arbeit herausgegeben, die hoffentlich Nachahmung finden wird: Die ländlichen Verhältnisse der Gemeinde Stephansdorf, Kreis Reiße, Regierungsbezirk Oppereln. Wir heben das in sozialer Beziehung wichtige heraus. Das Dorf hatte bei der vom Verfasser vorgenommenen Zählung 679 Einwohner, die sich auf 102 Haushaltungen verteilen. Es giebt darunter einen größern Bauer, der etwas über 38 Hektar besitzt, 29 Bauern mit durchschnittlich  $27\frac{1}{2}$  Hektar, drei Gärtner (eine der Provinz Schlesien eigentümliche Art von bäuerlichen Besitzern, sie treiben nicht etwa Gartenbau) mit durchschnittlich 4 Hektar, 4 Gärtner mit durchschnittlich  $2\frac{1}{4}$  Hektar, 26 Ackerhäusler mit durchschnittlich 3 bis 4 Morgen, 5 Häusler ohne Acker. Dazu kommen 10 Auszügler, 11 Arbeiter- und 11 Handwerkerfamilien, die bei den kleinern Besitzern zur Miete wohnen. Ein Handwerk treiben auch noch elf von den kleinen Besitzern, und zwei Handwerkerfamilien haben Pachtacker. Den kleinen Leuten kommen nämlich noch 33 Hektar Pfarr- und Schulacker zu flatten, die in Pacht gegeben zu werden pflegen. Die Bauern beschäftigen die nicht angeheiratheten Arbeiter und die Ackerhäusler, so weit diese nicht Handwerker sind, als Tagelöhner; die Söhne und Töchter der Tagelöhner dienen als Knechte und Mägde beim Bauer. Die Tagelöhner erhalten im Sommer eine Mark, im Winter 50 Pf., in der Ernte 1 Mark 50 Pf. und Kost, die Frauen 60 und 40 Pf. Der Verfasser sagt: „Die Tagelöhne nebst Kost müssen für hiesige Gegend als sehr hoch bezeichnet werden. Die Kost ist reichlich bemessen, die Frauen nehmen oft noch Brot u. s. w. nach Hause zur Sättigung der daheimgebliebenen Kinder. Die hohen Löhne sind jedoch nur in Stephansdorf und den andern Bauerndörfern des Kreises üblich; geringere Löhne werden auf den Dominien gezahlt: hier erhält die Frau einen Tagelohn von 40 bis 50 Pf. und der Mann 60 Pf. bis 1 Mark ohne Kost; außerdem erhalten die Leute noch Deputat. [Das ist nicht genau. Wir kennen ein großes Dominium mit Fabrikanlagen, wo es folgendermaßen gehalten wird. Die verheirateten Knechte und die altgedienten Fabrikarbeiter erhalten außer dem Geldlohn Deputat; die Acker-tagelöhner aber erhalten außer dem oben angegebenen fargen Geldlohn nichts, rein nichts.] Dieses zusammengenommen macht aber weniger aus als der von den Bauern gezahlte Tagelohn samt Kost. Der Grund, warum die Dominialbesitzer billigere Arbeitskräfte haben als die Bauern, liegt darin, daß der Dominialbesitzer die Arbeitsleute die ganze Jahr hindurch beschäftigt, während die Leute bei den Rustikalen nicht den ganzen Winter hindurch beschäftigt werden können und daher höhere Anforderungen stellen.“

Das ist nicht der einzige und nicht der Hauptgrund. „Haben“ könnten die Bauern die Arbeiter auch für den Preis, den die Rittergutsbesitzer zahlen; wenn sie sich verabredeten, nicht mehr zu bewilligen, was wollten die Tagelöhner anfangen? Auf keinen Fall sind die Bauerfrauen durch die Lage des „Arbeitsmarktes“ gezwungen, den Tagelöhnerfrauen Nahrungsmittel für die Kinder mit

nach Hause zu geben. Der eigentliche Grund ist vielmehr, daß die Bauern noch keine „wissenschaftlichen Rationalökonomten“ sind, die da fragen: Für wie wenig kann ich heute die „Hände“ auf dem Arbeitsmarke kaufen? Sondern daß die Bauern und besonders die Bäuerinnen Christen sind, die da fragen: was braucht die Familie zum Leben? die da aus dem Religionsunterricht wissen, daß der Arbeiter seines Lohnes wert ist, und daß es eine himmelschreiende Sünde ist, ihm den verdienten Lohn zu entziehen oder ungebührlich zu kürzen.

Weiter wird gesagt, daß die Bewohner des Dorfes einschließlich der Bauern einfach leben und keinen Luxus treiben. Es wird nicht angegeben, ob das Gefinde noch mit dem Bauer an einem Tische ißt; vor zwanzig Jahren haben wir in Niederschlesien diese Sitte noch bei den mäßig bemittelten Bauern gefunden; bei den reichern hatte sie allerdings schon aufgehört. Die jüngeren Bauersfrauen und die Mädchen kleiden sich zwar städtisch, aber einfach. Der einzige Aufwand, den sich die Bauern gestatten, besteht in einer guten geräumigen Wohnung und in den guten Kutschwagen und Geschirren, deren sie sich zu Besuchs- und Spaziersfahrten bedienen. „Die Mußestunden werden in der Familie zugebracht oder durch gegenseitige Besuche von Verwandten und Bekannten ausgefüllt. Ein ständiger Wirtschaftsbefuch findet weder von den Bauern und Gärtnern noch von den Inliegern statt. Zuweilen versammeln sich einige größere Besitzer am Sonnabend oder des Sonntags im Gasthause des Dorfes. Bei diesen geselligen Zusammenkünften, die sehr selten über elf und zwölf Uhr abends ausgedehnt werden, wird nur Bier getrunken. Karte wird gar nicht oder nur selten gespielt. Die Gemeinde hat nur vier Dorfarme zu erhalten, einer dieser erhält jährlich 120 Mark, die andern je 50 Mark im Jahre. Der sittliche Zustand der Gemeinde kann als gut bezeichnet werden. Abgesehen von einzelnen Übertretungen und Streitigkeiten der Dienftboten und andrer jungen Leute, die zu Thätlichkeiten übergehen, sind schwere Vergehen und Verbrechen nicht vorgekommen.“

Im Eingange sagt der Verfasser: „Das Dorf gehört zu den Bauerndörfern des Bezirks. Seine landwirtschaftlichen Verhältnisse und Zustände sind typisch für den ganzen Kulturbezirk, welcher die Kreise Reife, Grottkau und Neustadt umfaßt. Die in Stephansdorf herrschenden Vermögensverhältnisse sind jedoch nur in den Dörfern des Bezirks anzutreffen, in denen der eigentliche Bauernstand vorherrscht.“ Wo der bäuerliche Besitz durch Erbteilung zersplittert oder vom Dominium teilweise verschlungen ist, steht es natürlicherweise um die Vermögens-, sozialen und sittlichen Zustände nicht so gut. (Im Kreise Neustadt, wo viele kleine Leute in der Fabrik arbeiten oder sich mit Anfertigung von Schuhwaren für den Markt sehr kärglich nähren, hat die Sozialdemokratie schon Wurzel geschlagen.) Wir haben also hier noch eine Anzahl von Dörfern, in denen es keinerlei soziale Frage giebt. Alle Gemeindeangehörigen haben zu leben. Große Vermögensunterschiede, die auf der einen Seite Neid, auf der andern Übermut erzeugen könnten, sind nicht vorhanden. Alle ohne Ausnahme arbeiten, und zwar sind sie so ziemlich mit derselben Art von Arbeit beschäftigt. Auch die Lebensweise ist bei allen so ziemlich dieselbe. Der Hauptunterschied besteht, abgesehen von den schönern Wohnungen und den Kutschen der Bauern, darin, daß letztere täglich Fleisch essen, die kleinern Besitzer nur, so lange das Fleisch der geschlachteten Schweine reicht (sie pflegen je zwei Stück jährlich zu schlachten) und außerdem an Sonn- und Feiertagen, die Tagelöhner, wenn sie nicht beim Bauer in Kost sind, nur an Sonn- und Feiertagen. Wirkliches Elend giebt es nicht; die wenigen arbeitsunfähigen Armen zu erhalten verursacht der Gemeinde keine sonderliche Beschwerde. Zur „Kriminalität“ trägt

die Gemeinde nur Lappalien bei. Das einzige Mittel gegen die sozialen Gefahren besteht darin, solche Verhältnisse, wo sie sich noch finden, zu erhalten, wo sie nicht mehr vorhanden sind, nach Möglichkeit wieder herzustellen. Läßt man den Zerfallsprozeß ungestört fortschreiten, Reichtum auf der einen und Proletariat auf der andern Seite sich häufen, so giebt's keine Rettung mehr, sondern nur noch Hemmungsversuche auf dem Wege zum Abgrund. Und das ist's, was wir eigentlich sagen wollten.

Auch die Tage der Bauernschaft von Stephansdorf sind gezählt, wosern nicht Mittel und Wege gefunden werden, dem Eindringen des Prozesses vorzubeugen. Er kündigt sich schon an. Noch befinden sich die Besitzer in guter Vermögenslage, aber seit einigen Jahren macht sich doch die fortgesetzte Erbteilung durch steigende hypothekarische Verschuldung bemerkbar. Lassen wir es noch einige Jahrzehnte so fortgehen, so wird ein Bauer nach dem andern zu wackeln anfangen, und die Leutchen werden von dem benachbarten Großgrundbesitzer ausgekauft werden. Ihre Nachkommen werden zu Tagelöhnern herabsinken, und diese werden sich vergebens nach der guten Bauersfrau umsehen, die ehemals den Kindern Brot mit nach Hause schickte. Einstweilen macht sich die Nachbarschaft einer mit großartigen industriellen Anlagen ausgestatteten Magnatenherrschaft dadurch bemerklich, daß die Fabrikabwässer den Stephansdorfern ihren Bach vergiften, daß die Fabrik ihnen Arbeiter entzieht, und daß die Fabrikarbeiter ihnen fleißig Feldfrüchte stehlen.

In einigen Punkten müssen wir dem Verfasser entgegentreten. Er entwirft eine Tabelle der Getreidepreise seit 1826 und rechnet dann aus, welchen Ausfall die Gemeinde Stephansdorf durch das Sinken der Getreidepreise von der in den Jahren 1847 und 1856 erreichten Höhe erleidet. Warum rechnet er nicht auch aus, was sie mehr löst im Vergleich zum Jahre 1826, wo der Zentner Roggen 3,36 Mark galt? (Gegen 5 bis 7 Mark in dem billigen Jahre 1888.) Die Jahre 1847 und 1856 waren Teuerungsjahre, in denen die gesamte ärmere Bevölkerung einschließlich des niedern Beamtenstandes Hunger litt. So hoch wir den Wert einer tüchtigen Bauernbevölkerung schätzen, durch Hungernöte mögen wir sie nicht erhalten wissen.

Der Verfasser sucht sodann nachzuweisen, daß der niedrigen Getreidepreise (sie sind seitdem bedeutend gestiegen) und der hohen Arbeitslöhne wegen der bäuerliche Betrieb nicht mehr rentire. Er hat sich von einem Bauer dessen Jahreseinnahmen und Ausgaben aufsetzen lassen und berechnet daraus, daß dieser Mann nicht mehr als 228 Mark Unternehmergewinn im Jahre erzielt. Wir gestehen offen, daß wir auf diese Berechnung nichts geben. Die Stephansdorfer Bauern sind ganz gewiß gute Christen; aber daß selbst der gottesfürchtigste unter ihnen in der Wahrheitsliebe so weit gehen sollte, irgend einem Menschen in der Welt, ausgenommen „Seiner,“ zu verraten, wie viel er jährlich erübrigt — nein, das ist nicht denkbar! So arg schlägt kein Bauer aus der Art. Thatsache ist, daß in Schlesien die Bauern — wenn auch vielleicht nicht gerade die Stephansdorfer — zu den besten Kunden der Bankiers gehören, und daß viele von ihnen Hypotheken abzahlen, ohne sie löschen zu lassen. Wo der Bauer in Schulden gerät, da sind nicht die niedrigen Getreidepreise, sondern andre Ursachen daran schuld; die Hauptursache bleibt immer die Erbteilung. Der Verfasser fügt bei: „Das Gut war 1875 vom Besitzer zum Preise von 30000 Mark übernommen worden. Gegenwärtig würde der Besitzer beim Verkaufe des Gutes einen Preis von 60000 Mark erzielen. Dieses Kapital verzinst sich dann durch den landwirtschaftlichen Betrieb nur auf etwas mehr als 2,63 Prozent.“ Wir fragen: wer wird ein solcher Mann

sein, 20 000 Thaler in einem Landgut anzulegen, das ihm bei schwerer eigener Arbeit nur 5 bis 600 Thaler abwirft, während er durch Anlage in sichern Papieren 7 bis 800 Thaler davon haben kann, ohne eine Hand zu rühren? Entweder die Ertragsberechnung ist falsch, oder das Gut ist keine 20 000 Thaler wert.

Ein Ausdruck endlich verdient eine scharfe Rüge. „Als eine Unsitte muß noch die Verabreichung von Nahrungsmitteln bei besondern Gelegenheiten angeführt werden. Bei Hochzeiten und Begräbnissen ist es auf Bauernhöfen Gebrauch, den Inliegern des Dorfes je ein Brot und einen Kuchen zu schenken.“ Das ist keine Unsitte, sondern eine sehr gute christliche Sitte, die den Gedanken zum Ausdruck bringt, daß die Gemeindeglieder eine große Familie bilden, Freud und Leid mit einander empfinden, und zugleich erweist man dabei den Armen eine Wohlthat, ohne sie zu demütigen. Der „wissenschaftlichen Ökonomie“ allerdings gilt alles als Unsitte, was die „Rentabilität“ beeinträchtigt. Sie kennt auf der ganzen Gotteswelt keine andre Rücksicht als die Rentabilität, und könnte sie alle Arbeiten durch den eisernen Mann verrichten lassen, der mit Kohlen und Wasser vorlieb nimmt und täglich 24 Stunden ohne Rast zu arbeiten vermag, so würde sie die lebendigen Menschen mit Gleichmut zum Teufel fahren lassen. Die landwirtschaftlichen Schulen, Bücher und Zeitschriften erweisen der Nation einen großen Dienst, indem sie den Ertrag — der etwas andres ist als die Rentabilität — des Ackers und des Viehes erhöhen lehren. Aber wenn sie die noch in alter christlicher Sitte fortlebenden Bauern anleiten, dem Moloch Rentabilität zu opfern, auf ihre Christenpflichten gegen den ärmern Bruder zu vergessen, den gemüthlichen Inhalt des Lebens preiszugeben, die Bande des Gewissens und menschenfreundlicher Gewohnheiten, die sie mit den ärmern Gemeindegossen verbinden, zu zerreißen, und alles auf das starre Recht oder auf den Geschäftsvorteil zu stellen, dann wird der landwirtschaftliche Nutzen, den sie stiften, von dem sozialen Schaden, den sie anrichten, überwogen. Auch in diese bisher noch friedlichen Gemeinden werden Haß und Zwietracht eindringen, auch hier wird der rücksichtslose Kampf ums Dasein entbrennen, und auch auf dem Lande werden wir bald anstatt organisch gebauter Gemeinden, deren stärkere und schwächere Glieder einander in freundlicher Wechselwirkung ergänzen, nur noch die zwei Klassen der Kapitalisten und der Arbeiter haben, die sich in Totfeindschaft gegenüberstehen.

Ein unbegründeter Vorwurf. In Nr. 47 der Grenzboten wird auf Seite 365 nur im Vorbeigehen der alten Aneignungskunst der Deutschen gedacht, „die sich im Auslande so passiv äußert, daß deutsche Auswanderer in der Fremde in einem anders gearteten Volksganzen schneller untergehen und sich ihrer Nationalität entäußern als die Angehörigen aller andern europäischen Volksstämme.“ Mit der Aneignungskunst, die ein unzweifelhafter Vorzug ist, hat es seine Wichtigkeit. Wie unbegründet aber der damit verknüpfte unzähligmal wiederholte Vorwurf ist, das beweist ja am besten die in derselben Nummer gepriesene erstaunliche Zähigkeit und Treue, mit der die Sachsen Siebenbürgens bis heute an ihrem Volkstum festhalten, und die, wenn wir von den Juden absehen, ihresgleichen nicht hat in der Weltgeschichte. Dort sind es Bauern, in den baltischen Provinzen Ritter und Bürger, die dieselbe Kraft des nationalen Lebens zeigen. Nimmt man dazu, daß die Deutschen in der Zeit von 1000 bis 1400 die deutschösterreichischen Provinzen mit Ausnahme eines Theiles von Böhmen und Mähren, das frühere Kurfürstentum Sachsen und die alten Provinzen Preußens, zu denen Posen und Westpreußen nicht gehören, vollständig germanisirt haben, so begreift man gar nicht,

wie die Einbildung entstehen konnte, es fehle den Deutschen an Nationalgefühl. Die ins römische Reich eingewanderten Stämme konnten ihr Volkstum unmöglich behaupten, weil sie nicht kolonienweise beisammen blieben, sondern sich als Feudalherren übers Land zerstreuten, und weil sie Analphabeten waren, demnach ihre Sprache den Nachkommen nicht schriftlich überliefern konnten, auch gezwungen waren, sich bei der Gesetzgebung, der Rechtsprechung und im Gottesdienste der römischen oder romanischen Sprache zu bedienen, während die spätern Auswanderer, wie die Juden von jeher gethan haben, ihr Schrifttum mitnahmen. Sollten sich deutsche Auswanderer der letzten beiden Jahrhunderte schlechter gehalten haben, so wäre das gar nicht zu verwundern. Denn erstens wurde in der Zeit des Absolutismus die persönliche Selbständigkeit des Bürgers, der nun nicht mehr Bürger, sondern Unterthan war, gebrochen, und damit seine Widerstandskraft in allen Stücken, also auch in nationaler Beziehung geschwächt. Zweitens ging den Deutschen in der Kleinstaaterei der Begriff des Vaterlandes und Volkstums umso mehr verloren, als die deutschen Fürsten einander im Bunde mit auswärtigen Mächten unaufhörlich bekriegten. Drittens waren deutsche Sprache und Litteratur an den Fürstenthöfen dermaßen verpönt, daß für einen Gebildeten schon einiger Mut dazu gehörte, sich ihrer nicht zu schämen. Wie wäre unter solchen Umständen nationaler Sinn auch nur möglich gewesen? Seit 1806, 1814, 1848 und 1870 sind ja nun diese drei Übelstände stoßweise theils eingeschränkt theils beseitigt worden, und in Nord- und Südamerika wenigstens halten jetzt die Deutschen sehr gut zusammen. Man könnte allerdings glauben, der fragliche Mangel sei die unvermeidliche Rehrseite des entsprechenden Vorwurfs, aber es ist, wie die Geschichte beweist, thatsächlich nicht der Fall. Wo sich der nationale Sinn der Deutschen schwach zeigt, da ist nicht eine ursprüngliche Eigentümlichkeit des Volkes, sondern ein Zusammenwirken vorübergehender Einflüsse daran schuld.



## Litteratur

Handbuch der Waffenkunde. Das Waffenwesen in seiner historischen Entwicklung vom Beginn des Mittelalters bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Von Wendelin Boeheim, Kustos der Waffensammlung des österreichischen Kaiserhauses. Leipzig, C. A. Seemann, 1890.

Die Sammlung kunstgewerblicher Handbücher, die in Seemanns Verlag erscheint, hat mit Boeheims Arbeit eine dankenswerte Bereicherung erfahren. Wir verfügen zwar über eine ansehnliche Zahl von Monographien, die einzelne Zweige des Waffenwesens mit wissenschaftlicher Gründlichkeit behandeln, ein zusammenfassendes Handbuch der Waffenkunde jedoch, wie es die Franzosen und die Engländer besitzen, hatten wir bisher nicht aufzuweisen. Vielleicht hat die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit, ein so ausgedehntes Forschungsgebiet völlig zu beherrschen, und die Seltenheit oder Unzugänglichkeit vieler Schutz- und Truzwaffen vergangner Zeiten die deutschen Gelehrten von einer solchen alle Gebiete umfassenden Dar-